Der Deutsche Correspondent.

31. Jahrgang. Baltimore, Md., Freitag, den 13. August 1875. Nr. 33.

Die Wochen-Ausgabe des „Deutschen Correspondenten," herausgegeben von F. Raine, Baltimore, Md., erscheint jeden Freitag Morgen.

Preis: Portofrei nach irgend einem Theile der Ver. Staaten und Canada's $2.50, nach Europa $5.00 pro Jahr, im Voraus zahlbar.

Der dritte Termin.

Die Maulwürfe, welche in der republikanischen Partei für den dritten Termin wühlen, zeigen jetzt da und dort deutliche Spuren ihrer Thätigkeit. Eine große Anzahl von Bundesbeamten in Chicago soll neuerdings ein Schreiben an den Präsidenten gerichtet haben, in welchem derselbe ersucht wird, eine Wiedernomination anzunehmen, da die „Inflations"-Gesinnung im Lande eine Nothwendigkeit schaffe, welche dieses Opfer gebieterisch von ihm fordere. Die Betreffenden versprechen ihm ihre herzliche Unterstützung, im Falle er sich als Candidat für den dritten Termin anzeigen wird. In dieser Verbindung bemerkt dann auch die „New-Yorker Tribüne:" „Es unterliegt keinem Zweifel, daß sorgfältige Sondirungen in New-York gemacht worden sind, um den Puls der Finanzmänner in Betreff dieser Frage zu fühlen. Leute, welche direkt vom Präsidenten kommen, haben mit Eifer versucht, den Eindruck zu erzeugen, daß es für die Geschäftswelt des Landes Hunderte von Millionen werth sei, wenn Grant wiedererwählt werde."—Wann werden die deutschen Orgänchen anfangen, das Lied von Grant um jeden Preis offen zu pfeifen?

Noch mehr Anklagen gegen die Indianer-Verwaltung.

Wie lange wird Präsident Grant noch die Geduld des amerikanischen Volkes mißbrauchen? — Trotzdem alle Blätter voll sind von der ungeheueren Corruption, welche seit Jahren im Departement des Innern herrscht, geschieht Nichts, die Diebe und Schurken zur Verantwortung zu ziehen. Delano, das Haupt der conzessionirten Räuberbande, bleibt nach wie vor Minister des Inneren.

Prof. Marsh hat in seinen Anklagen gegen den Indianer-„Ring" neuerdings an den katholischen Missionär Vater Gonzagua und dem jungen Häuptlinge der Chippewa's starke Bundesgenossen erhalten und die nachstehenden Enthüllungen werden selbst bei Dem, welcher sich fest vorgenommen hat, sich über nichts mehr zu verwundern, ihren Eindruck nicht verfehlen. — Vater Gonzagua, welcher uns gestern einen kurzen Besuch machte, ist in unserer Stadt zu wohl bekannt und eine zu achtbare Persönlichkeit, als daß man annehmen könnte, daß er in der nachstehenden Unterredung auch nur ein Wort zu viel gesagt haben sollte.

Ein Berichterstatter der „Gazette" suchte den Missionär in seinem Absteigequartier auf und hatte eine längere Unterredung mit ihm und seinen indianischen Begleitern, aus welcher Folgendes für unsere Leser von Interesse sein wird:

Vater Gonzagua erzählte, daß er früher als Priester bei der hiesigen St. Alphonsus-Kirche angestellt war und im Jahre 1871 nach Minnesota abreis'te, wo er der katholischen Mission zu White-Earth, in der Reserve der Chippewa's, an der Grenze von Becker-County, zugetheilt wurde. Die betreffende Mission war schon früher begründet worden, es fiel jedoch dem Vater Gonzague zu, Schulen dort einzurichten, deren die Mission jetzt drei hat mit 200 indianischen Schülern, welche im Englischen, Deutschen und Französischen unterrichtet werden. Auf der Reserve leben 1500 Indianer; eben so viele streifen noch außerhalb derselben umher. Die Reserve ist so klein, daß eben nur 1500 Personen auf derselben leben können. Von der ansäßigen Bevölkerung sind 1000 Katholiken, 100 Protestanten und 400 Heiden. Von den außerhalb der Reserve lebenden Chippewas sind etwa 200 Katholiken, die übrigen gehören dem Heidenthum an. Die katholischen Missionäre haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, indem die Schüler nicht nur ernähren, sondern auch kleiden müssen.

Auf die Frage des Berichterstatters, wie sich die Bundesregierung dieser Mission gegenüber verhalte, antwortete der Missionär:

„Alles, was wir jemals von der Regierung verlangten, war ein Stück Land, um unsere Schule darauf errichten zu können; dieses wurde uns verweigert. Die Indianer traten uns sodann 80 Acker Land ab und bezahlten die Baukosten für Kirche und Schule."

Was that nun Dem gegenüber die Regierungs-Agentur? — Hören wir den Missionär weiter:

„Letzten Herbst erschien der Sekretär des Reserve-Agenten und verlas einen Befehl von der Bundesregierung, welcher uns Katholiken anwies, die Reserve zu verlassen. Er sagte, wir hätten kein Recht, auf derselben zu wohnen. Ich fragte, wer diesen Befehl gegeben habe, und er sagte, derselbe komme von Washington. Ich erwiderte, daß dort Niemand das Recht habe, einen solchen Befehl zu erlassen, indem dieses ein freies Land sei, worauf der Sekretär erwiderte, der Befehl komme direkt vom Congresse." — Die Missionäre leisteten dem Befehle keine Folge, sondern Vater Gonzagua sagte, er sei während des ganzen Sommers von der Reserve abwesend gewesen und habe Vorlesungen zum Besten der Mission gehalten, und wenn dieser Befehl zur Ausführung komme, dann werde er abermals vor das Volk gehen und demselben Alles erzählen, er werde aber auch vor den Congreß gehen und diesem Körper sagen, daß, wenn er thatsächlich einen solchen Befehl erlassen habe, derselbe verfassungswidrig sei. Der Sekretär des Indianeragenten erwiderte darauf, daß als Antwort Schule und Kirche niedergerissen werden würden. Der Missionär entgegnete, daß er dann vor das Volk gehen und diese Geschichte erzählen werde, und er sei überzeugt, daß das Volk ihm die Mittel geben werde, größere und bessere Schulhäuser zu errichten, als die, welche Muthwille und Fanatismus zerstört hätten. Auf die Frage des Missionärs, ob man sie in Ruhe lassen werde, antwortete der Sekretär des Agenten, man werde sie nicht behelligen, so lange sie nicht gegen die Regierung revoltirten. Der Missionär antwortete, daß seine Religion lehre, die Regierung und deren Gesetze zu achten, und daß an keinen Aufruhr zu denken sei, es sei denn, daß man Gewaltthaten gegen die Missionäre begehe.

Ein Geschichtchen vom Indianer-Commissär Smith.

Auf die Frage des Berichterstatters, wie der Indianer-Commissär ihn behandelt habe, erzählt der Missionär folgendes Geschichtchen: „Im März v. J. reis'te ich mit einem meiner jungen Indianer von Dayton nach Hamilton, O. Als wir den Waggon eines Bahnzuges betraten, fanden wir keinen Sitz frei. Ich bemerkte, daß zwei Herren jeder einen Doppelsitz inne hatten, indem sie auf dem einen Platz saßen und auf den anderen ihre Füße streckten. Ich trat zu ihnen und bat einen ältlichen Herrn mit grauem Haar und Schnurrbart mir den freien Platz abzutreten. Er blickte mich von Kopf bis Fuß an und wandte sich dann wieder ganz indifferent ab. Erst als ich zum zweiten Male bat, zogen die Beiden ihre Beine zurück und ließen uns sitzen. Der grauköpfige Herr fragte dann, ob mein junger Begleiter nicht ein Indianer sei; was ich bejahte. Er verlangte sodann zu wissen, was ich mit ihm vorhabe. Ich sagte ihm, daß wir in den großen Städten der Union Vorlesungen für eine Indianermission hielten und daß dabei noch vier andere Indianer mitwirkten. Er verlangte zu wissen, was ich in meinen Vorlesungen sagte und ich antwortete ihm freimüthig, daß wir dem Publikum enthüllten, wie die Indianer beschwindelt würden und daß wir dabei auch Ursache hätten, Manches gegen die Regierung zu sagen. Er fragte mich, was wir an der Regierung auszusetzen hätten und ich antwortete ihm, daß es den Anschein habe, daß Grant so intolerant sei, daß er es nicht gerne sehe, daß die Indianer sich ihr Glaubensbekenntniß selbst wählten. Mein Gegenüber antwortete, daß Niemand jemals so viel für die Indianer gethan habe, als gerade Grant; die Rothhäute hätten unter seiner Administration Alles, was sie nur wünschen könnten. Dieses stellte ich entschieden in Abrede u. verwies auf die Thatsache, daß die Indianer von den Agenten in der schamlosesten Weise betrogen würden und sogar die Commissäre diese Räubereien billigten. Der Herr wurde höchst ungehalten, was mich sehr wunderte, denn ich hatte ja keine Idee davon, wer der Mann sei, welcher mir gegenüber saß. — Ich fuhr fort, ihm zu erzählen, daß vor etwa zwei Jahren ein Agent auf der Chippewa-Reserve angestellt gewesen sei, Namens Smith. Dieser Mann habe, ohne von der Regierung ermächtigt zu sein und ohne die Indianer zu befragen, eine große Anzahl hoher Fichten abschlagen lassen und das Holz an die Weißen verkauft. — Diese Angabe schien auf den grauköpfigen Herrn einen sehr unangenehmen Eindruck zu machen. Ich kehrte mich jedoch nicht weiter daran und fuhr fort, indem ich sagte, die Indianer hätten sich zwar bei der Regierung beschwert, aber man hätte ihnen keine Genugthuung gegeben. Bald darauf sei der Agent nach Washington berufen und zum Indianercommissär ernannt worden. Der Herr fragte dann in sonderbarer Weise: „Wie hieß jener Agent?" — Ich antwortete Smith! worauf er heftig erwiderte: „Hr. Smith ist zu sehr Ehrenmann, um so Etwas zu thun und Sie sind ein Lügner, indem Sie derartige Geschichten verbreiten." — Ich antwortete, daß es mir sehr leid thue, daß er mich für einen Lügner halte; es seien übrigens 2000 Indianer auf und in der Nähe der Chippewa-Reserve, welche das von mir Gesagte bestätigen könnten. Der Herr sagte mir, er werde nach Washington gehen und Hrn. Smith von den über ihn cirkulirenden Gerüchten unterrichten. Ich sagte, ich werde gleichfalls nach Washington kommen und dort dieselbe Geschichte erzählen; wenn es nothwendig sei, dann werde ich so viele Indianer als Zeugen beibringen, als man nur immer wünsche." — Der Missionär erzählt dann, wie und wo er später seinen Reisegefährten wieder sah und wer derselbe war. Lassen wir ihn weiter sprechen:

„Vor ungefähr drei Wochen befand ich mich in New-York, wo gerade die Indianercommissäre in Sitzung waren. Ich brachte in Erfahrung, daß der Indianercommissär Smith im „Fifth Avenue-Hotel" logire und beschloß, ihn zu besuchen. Da ich keine Karte bei mir hatte, nahm ich meine Photographie u. schrieb meinen Namen darunter, worauf ich mich anmelden ließ. Smith weigerte sich, mich zu empfangen. Ich sprach wenigstens zehn Mal vor, wurde aber immer abgewiesen. Einmal stand ich im Vorsaale des Hotels, als plötzlich mein Reisegefährte von der Eisenbahn zwischen Dayton und Hamilton an mir vorüber schritt; es war derselbe grauköpfige alte Herr und ein Mann neben mir bemerkte: „Das ist der Indianer-Commissär Smith." — Dieses erklärte Alles; jetzt wußte ich, warum ich nicht vorgelassen worden war."

Die Beschwerden des Chippewa-Häuptlings.

In Begleitung des Vaters Gonzagua befindet sich Mino-Gi-Schig (Loch im Tag), der junge Häuptling des Stammes der Chippewas, oder wie Freiligrath sie nennt, der Chippewäer. Mino-Gi-Schig ist kaum 18 Jahre alt, trägt die Kleidung der Weißen und würde kaum für einen Indianer gehalten werden. Trotzdem er erst zwei Jahre Unterricht hat, spricht er vortrefflich Englisch und versteht sogar etwas Deutsch und Französisch. Der Berichterstatter der „Gazette" knüpfte auch mit ihm eine Unterredung an und erfuhr von ihm Folgendes: „Seit fünf Jahren, d. i. seit dem Tode meines Vaters, bin ich Häuptling der gesammten Chippewa-Nation. Mein Vater wurde von den Leech-Leg-Indianern ermordet, wie ich vermuthe, auf Anstiften der Regierungsagenten; denn er war ein kluger Mann, der es nicht mitansehen konnte, wie unsere Leute beschwindelt wurden, und er erhob mehrfach Beschwerden. Ich bin jetzt 18 Jahre alt, meine Mutter lebt noch; außerdem habe ich fünf Schwestern und einen sieben Jahre alten Bruder. Mein Vater hinterließ ein Testament, in welchem er verfügte, daß die Regierung von seinem Gelde der Mission $4000 für Errichtung eines Schulhauses auszahlen solle; dieses ist nie geschehen. Ueberhaupt hat man unseren Stamm niederträchtig behandelt. Nach dem Vertrage sollten wir zehn Jahre lang jährlich zehn Joch Ochsen erhalten; der Vertrag wurde 1864 abgeschlossen, wir haben nie einen Ochsen gesehen. Nach dem Vertrage erhält der Häuptling des Stammes jährlich $150; zwei Jahre nach dem Tode meines Vaters zahlte man mir die Summe aus; im dritten Jahre erhielt ich nur $60; im vierten Jahre $65 und in diesem Jahre $50. Der Agent Lewis Stowes wird wahrscheinlich am Besten wissen, wo das Geld hingekommen ist. — Ich hatte ein Landgut von der Größe einer halben Sektion außerhalb der Reserve am Gull-See; nach dem Tode meines Vaters zog ich jedoch nach White-Earth. Nach dem Vertrage soll jeder Indianer, welcher auf der Reserve wohnt, ein Bretterhaus erhalten; ich habe nie eines bekommen. Der Agent weist' alle meine Ansprüche mit den Worten ab, daß ich genug habe und Nichts brauche."

Der Häuptling bestätigt die obige Mittheilung, daß der Indianer-Commissär Smith in der Eigenschaft eines Agenten einen Hochwald habe abtreiben lassen und das Bauholz an die Weißen verkaufte. Die Beschwerden in Washington hätten nie ein Resultat gehabt. Der Häuptling zeigte folgenden kürzlich eingelaufenen Brief vor: „Der Agent hat mir Ihr Geld nicht ausgehändigt, schreiben Sie ihm, daß er es thut. Dieser Agent ist ein sehr schlechter Kerl; derselbe hat Ihren Indianern in diesem Jahre $40,000 gestohlen, und Bischof Whipple hilft ihm treulich. Ignatius."

Der neue östreichische Gesandte in Washington.

Schon vor zwölf Jahren wurde in der deutsch-amerikanischen Presse darauf hingewiesen, daß es eine feststehende Politik der europäischen Monarchen sei, unverheirathete Diplomaten nach Washington zu schicken, damit dieselben dort in den Kreisen der amerikanischen Geldaristokratie ihre Lebensgefährten suchen. Dieses hat sich im Laufe der Zeit thatsächlich bestätigt. Von den während der letzten fünfzig Jahre nach Amerika geschickten europäischen Gesandten waren in der That keine zehn Prozent verheirathet, und viele derselben haben in Washington, Newport oder Saratoga eine Gattin gefunden. Gar manche amerikanische Erbin ist auf diese Weise von europäischen Baronen, Marquis und Chevaliers gekapert worden. Auch der Graf Hoyos-Sprinzenstein, welcher vor mehreren Wochen zum östreichischen Gesandten in Washington ernannt wurde, entsprach der Haupt-Eigenschaft, welche eine europäische Regierung an ihren Vertreter in Washington stellt, d. h. er war unbeweibt. In der sog. „Gesellschaft" wurden deshalb schon Pläne geschmiedet, diesen Sprossen alten Adels zu kapern. Nun hat aber dieser Graf kurz vor seiner Abreise aus Wien sich mit der Gräfin Franziska Herberstein vermählt und dadurch alle dämmernden Hoffnungen in Washington mit einem Schlage vernichtet. Der edle Graf scheint gar nicht bedacht zu haben, daß seine Ehelosigkeit wahrscheinlich die Haupteigenschaft war, welche ihn in den Augen seines Monarchen für den Gesandtschaftsposten in Washington annehmbar machte. Wir sollten uns gar nicht wundern, wenn der östreichische Gesandtschaftsposten in Washington sehr bald wieder vakant würde.

Das orientalische Schreckgespenst.

Was vor einigen Wochen nur eine dunkle Sage war, nämlich der Bericht, daß in Arabien die Cholera wieder ausgebrochen sei, wird durch die neueren Berichte zur Gewißheit. In Damaskus, Syrien, wüthet die Seuche in einem Befürchtung erregenden Grade. Täglich wurden dort vierhundert Fälle angemeldet, wie viele außerdem der Sanitäts-Behörde verschwiegen werden mochten, entzieht sich jeder Schätzung. Die Missionsschule mußte geschlossen werden, das Christenviertel war verödet, die Leute stürzten mitunter todt in den Straßen nieder.—Allerdings sind wir in Amerika noch ziemlich weit von dem Heerde der Seuche entfernt, aber wir haben bereits wiederholt erlebt, daß sie uns außerordentlich rasch erreichte. Noch vor zwei Jahren mußten wir im Nachsommer plötzlich vernehmen, daß im Mississippithale eine der Cholera ähnliche Seuche ausbrach, welche große Verheerungen in Memphis und anderen Städten anrichtete. Wie diese Krankheit nach dem Südwesten verschleppt wurde, ist noch nicht recht klar. Wir haben infolge der unangenehmen Nachrichten aus Damaskus allerdings keine Ursache, uns zu fürchten, aber wir dürfen uns auch nicht in thörichter Sicherheit wiegen. Die Quarantäne-Maßregeln für Schiffe aus den östlichen Mittelmeerhäfen sollten mit der größten Strenge gehandhabt werden.

Die Rebellion in der Herzegowina.

Das Kriegswölkchen im europäischen Orient, welches vor etwa 14 Tagen in der Herzegowina auftauchte, breitet sich mit jedem Tage mehr aus. Die Türken haben bis jetzt unbedingt den Kürzeren gezogen und ein Pascha ist bereits mattgesetzt worden. Wenn die benachbarten Serben sich nicht einmischen, dann ist es möglich, daß die Türkei in den Stand gesetzt werden kann, die Ruhe rasch wieder herzustellen, denn sie hat Truppen genug und wird dieselben zu gebrauchen wissen, wenn es thatsächlich Noth thut. Sollte jedoch die Nothwendigkeit sich geltend machen, daß die europäischen Mächte dazwischen treten, dann würde freilich die Sachlage mit einem Schlage eine andere Gestalt annehmen. Aus dem unbedeutenden Wölkchen wird dann ein finsteres Gewölk werden, welches den europäischen Horizont verfinstert u. die Blitze desselben müßten endlich den morschen Thron am goldenen Horn zertrümmern und der Anomalie ein Ende machen, daß Millionen fleißiger, betriebsamer Christen die Sclaven und Lastthiere für ein Paar Hunderttausende entnervter, verkommener, der modernen Civilisation Hohn sprechender Muhamedaner sind.

Gouverneur Tilden.

Es gereicht jedem Freunde politischer Reform zur Genugthuung, zu sehen, daß Gouverneur Tilden in seinem Kampfe gegen den Kanal-Ring bedeutende Erfolge errungen hat. Vor einigen Tagen konnte er bei einer Ovation in Buffalo verkündigen, daß trotz der Erniedrigung der Kanalzölle während der letzten 6 Monate an der Verwaltung des Kanales $2,250,000 erspart worden seien. Dieses ist ein bedeutender Erfolg und die Steuerzahler des Staates haben alle Ursache, dem Gouverneur für seine Bemühungen zu ihren Gunsten dankbar zu sein.

Wenn Gouverneur Tilden in dieser Bekämpfung der Corruption fortfährt und noch weitere solche günstigen Erfolge erringt, dann kann es ihm kaum fehlen, unter Denen, welche die Demokratie in ihrer nächsten National-Convention für würdig hält, den Präsidentenstuhl einzunehmen, in erster Reihe genannt zu werden.

England und Rußland im Orient.

Die Londoner „Times" bespricht einen in dem Juliheft der „Edinburgh-Review" veröffentlichten Artikel über „England und Rußland im Orient," dessen Zweck es ist, die alarmistischen Theorie'n, die Sir Henry Rawlinson in seinem Werke über dasselbe Thema entwickelt, zu bekämpfen und zu widerlegen. Der erwähnte Artikel tadelt insbesondere die Theorie, daß Rußland von machiavellistischen Motiven beseelt sei, und erblickt keinen Grund, um dieser Macht feindselige Absichten unterzuschieben. Die „Times" schließt sich diesen Ansichten im Allgemeinen an, meint aber, daß die wirkliche Gefahr ganz verschiedener Art sei. Die europäische Politik England's und Rußland's — bemerkt das Cityblatt — läuft nicht in parallelen Linien. Obwohl die zwei Nationen gegenwärtig die besten Freunde sind, pflegen sie Meinungsverschiedenheiten über die Türkei zu haben, und wo sie über dieses Verwickelung bereitende Reich bereits einen Streit geführt haben, ist es möglich, daß sie wieder einen haben mögen. Wir müssen uns also auf eine Zeit vorbereiten, wo Rußland die Grenzen Afghanistan's erreicht haben wird, wo ein großes Eisenbahn- und Dampfschiffnetz es befähigen wird, seine Truppen in wenigen Wochen bis zu seinen Vorposten zu transportiren, wo es unser thätiger Feind in Europa sein dürfte, und wo es diejenigen unserer orientalischen Unterthanen, die unsere Herrschaft hassen, aufhetzen könnte, ohne ein einziges Regiment nach der nordwestlichen Grenze marschiren zu lassen. Wir sagen nicht, daß eine solche Combination der Umstände wahrscheinlich ist, aber wir geben zu, daß kein indischer Staatsmann es wagen kann, dieselbe aus seinen Berechnungen wegzulassen. Der Revue-Artikel liefert die wirkliche Antwort auf Besorgnisse, die auf die feindlichen Chancen der Zukunft gebaut werden. In erster Reihe würde, wenn England und Rußland sich über irgend eine Stadt oder Land in Asien streiten sollten, der wirkliche Wettkampf zwischen ihnen in Europa stattfinden, und er würde in einem solchen Maßstabe geführt werden, daß Rußland keine Streitkräfte für einen Angriff unseres indischen Reiches in einer ungeheuren Entfernung von seiner Operationsbasis übrig zu lassen. Zweitens könnten wir Wiedervergeltung üben, wenn es versuchen sollte, den schlummernden Fanatismus unserer mahomedanischen Unterthanen im Orient zu erwecken. Unterstützt vom Sultan, welcher das geistliche Haupt der mohamedanischen Race ist, könnten wir die Leidenschaften der wilden Horden, die drohen, Ost-Turkestan zur letzten Zufluchtsstätte des moslemischen Enthusiasmus zu machen, in Brand stecken. Die Alarmisten vergessen, daß die mahomedanische Bigotterie für Rußland gefährlicher ist, als für England. Endlich kommt die Nothwendigkeit für eine Intervention, wenn die Truppen des Czaren eine gewisse Linie passiren sollten. Es würde nicht weise sein, diese Linie zu definiren, denn sie würde durch Umstände verändert werden. Aber selbst wenn wir annehmen, daß wir eine solche Linie zu vertheidigen haben sollten, während wir einen europäischen Krieg führen, dürften wir einen ungeheuren Vortheil in dem Umstande besitzen, daß unsere Operationsbasis Indien mit seinem militärischen Eisenbahnsystem, seinen stationären Garnisonen, seinen Seehäfen und seinen unbegrenzten Zufuhren sein würde. Unser gegenwärtige Grenze ist unsere sicherste, und das würdevollste, wie das beste Verfahren ist, das russische Vordringen mit Ruhe und selbst mit Freundlichkeit zu behandeln, da es uns in unserer eigenen großen Mission, die Civilisation des Orients, unterstützen dürfte.

Die Silberregionen der Welt.

(Aus dem „San Francisco'er Bulletin.")

Im Jahre 1850 wurde Nevada noch nicht zu denjenigen Ländern gerechnet, welche Silber produzirten. In Mexiko und Süd-Amerika wurden im genannten Jahre für $55,000,000 Silber gewonnen, d. h. ziemlich fünf Mal mehr, als zu derselben Zeit in Europa, Asien und Afrika zusammengenommen. In jenem Jahre wurde in Piemont mehr, als in irgend einer anderen Gegend der östlichen Hemisphäre, nämlich für circa $1,500,000 Silber gewonnen, in Oestreich für etwa $1,000,000, und den Rest lieferte Rußland, Norwegen, Sachsen, Spanien, der Harz, Devonshire und Cornwall in England. Es wird häufig behauptet, daß Silber in Indien nicht vorkomme, dem steht aber die bestimmte Erklärung Sir Roderick Murchison's und anderer Reisenden entgegen, daß das Kuluthal so reich an Erz und gediegenem Silber ist, daß es, freilich vielleicht erst in späteren Jahren, eine Quelle unermeßlicher Einnahmen werden mag. Die Gegend, welche man einst als das Silberland der Bazurs bezeichnete, umfaßt das Bergland, welches zwischen dem Beas-, Sainji- und Parbutti-Flusse liegt. Die Minen, welche in den glorreichen Tagen Indien's gehörig ausgebeutet wurden, sind jetzt unbenutzt und von der Bevölkerung fast vergessen. Von den in derselben Gegend belegenen Manikarn-Minen weiß man, daß dieselben einen unermeßlichen Reichthum bergen, aber dennoch werden sie nicht in Betrieb gesetzt. Die indischen Behörden und das Volk selbst legen der Ausbeutung jener alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg.

In den ersten drei Jahrhunderten nach der Entdeckung Amerika's wurden aus Peru und Mexiko allein 160,000 Tonnen Feinsilber ausgeführt; diese Menge würde genügen, um eine silberne Kugel von 100 Fuß Durchmesser herzustellen. Zieht man die oberflächliche Art und Weise in Betracht, in welcher früher die Bergwerke betrieben wurden, so erscheint eine solche Menge von Silber als sehr bedeutend. Die Silberregionen in Peru und Mexiko sind im Allgemeinen gleich reichhaltig, der Unterschied liegt lediglich in der klimatischen Verschiedenheit. Die Potosi-Mine, aus welcher ungeheure Quantitäten an Silber gewonnen werden, liegt in der Schneeregion fast ebenso hoch, wie der Gipfel des Mont Blanc, die mexikanischen Minen dagegen liegen auf leicht erhöhtem Boden, wo weder Frost noch große Hitze sich fühlbar machen. Der ungeheure Mineralreichthum Peru's wurde durch den Fleiß und die Thätigkeit der eingeborenen Indianer ausgebeutet, die fast ausschließlich von Cacao leben und nur sehr geringe Löhne, beiläufig $1.50 wöchentlich, beziehen.

Eine sehr romantische Geschichte erzählt man sich von der Salcado-Mine, die seit etwa 100 Jahren nicht mehr befahren wird. Salcado war ein junger Spanier, der sich in ein indianisches Mädchen verliebte und dieses schließlich heirathete, worauf sie ihm die Lage einer unermeßlich reichen Silbermine, die bis dahin noch nicht bearbeitet worden war, offenbarte. Er fand unter Beihülfe seiner Frau die Mine, schloß Frieden mit den benachbarten Indianern und begann die Arbeit. Nach wenigen Jahren hatte er einen unermeßlichen Reichthum erlangt. Der spanische Gouverneur hatte dies in Erfahrung gebracht und beschloß, die Mine an sich zu reißen. Er ließ unsern Salcado wegen angeblicher Verschwörung verhaften und obgleich er gänzlich unschuldig war, auch verurtheilen. Als die Strafvollstreckung nahe bevorstand, versprach Salcado dem Gouverneur De Lemos, ihm, wenn er erlauben wolle, daß die gegen ihn gesammelten Beweise nach Madrid gesandt würden, um vom König geprüft zu werden, für jeden Tag bis zur Rückkehr des Schiffes aus Spanien hundert Pfund Silber zu geben. Wenn man bedenkt, daß eine Hin- oder Herreise allein etwa 16 Monate in Anspruch nahm, so kann man sich einen Begriff von der Größe der offerirten Summe machen. Der Gouverneur ging auf den Vorschlag nicht ein und Salcado wurde hingerichtet. Der habgierige De Lemos begab sich nun nach der Gegend, in welcher die Mine belegen war, konnte sie aber nicht finden, denn sie war und ist bis heute vom Erdboden gleichsam verschwunden. Die Wittwe des Hingerichteten und die ihr ergebenen Indianer hatten nämlich beschlossen, daß der Mörder den durch sein Verbrechen erwarteten Lohn nicht erhalten sollte, sie hatten die ganze Mine unter Wasser gesetzt und den Eingang verschüttet, so daß ein Auffinden derselben zur Unmöglichkeit wurde.

Die reichste Silbermine der Welt ist unstreitig die zu Potosi (eigentlich Pottochi). Sie wurde im Jahre 1545 entdeckt und obgleich sie nur sehr oberflächlich bearbeitet wurde, hat man doch bereits aus ihr für $250,000,000 Silber gewonnen. Vor Jahren wurde die Mine von 1600 Indianern bearbeitet, die aber, da sie sehr schlecht behandelt wurden, rasch dahinstarben. Gegenwärtig sind gegen zweitausend bezahlte Arbeiter in der Mine beschäftigt, die Erträgnisse sind ungeheuer, und noch immer zeigen sich keine Spuren von Erschöpfung.

Die gesammte Silberproduktion der Welt in den Jahren 1850 bis 1875 wird auf $1,025,000,000 geschätzt, wovon etwa ein Zehntel auf die Vereinigten Staaten kommt. In Mexiko gewinnt man gegenwärtig jährlich für etwa $20,000,000, in Peru werden die Erträge von Jahr zu Jahr geringer, im Jahre 1874 betrugen sie nur wenig über $3,000,000. Die Minen in Chile und Bolivia entwickeln sich rasch und werden bald einen bedeutenden Theil zur jährlichen Produktion liefern. In Nevada wurde im Jahre 1867 für $12,500,000 Silber gewonnen, im Jahre 1869 kaum halb so viel, während im gegenwärtigen Jahre der Ertrag $25,000,000 übersteigen wird. Aus den Minen in Idaho werden jährlich gegen $3,000,000 erzielt, d. h. etwa ebenso viel, als die reichen peruanischen Minen liefern. Colorado soll im Jahre 1875 etwa für $1,000,000 edle Metalle an's Tageslicht befördert haben.

Die Fortschritte in der Agrikultur.

Der Sekretär des Agrikultur-Collegiums von Massachusetts hat eine Brochüre veröffentlicht, in welcher er nachweist, welche Fortschritte man im Ackerbauwesen gemacht hat. Wir entnehmen der interessanten Abhandlung folgende Einzelnheiten: Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts begann man verbesserte Pflüge einzuführen. Im Jahre 1797 wurde für einen gußeisernen Pflug ein Patent ertheilt; der Pflug fand jedoch nur langsam Eingang und viele Farmer hielten noch Jahre lang nachher an dem Glauben fest, daß das Eisen den Boden vergifte und die Feldfrüchte verderbe. Jetzt hat man nahezu an zwölfhundert verschiedene Arten von Pflügen für die verschiedenen Erdarten. Auch die Eggen und andere Ackerbauwerkzeuge erfuhren im Laufe der Zeit verschiedene Verbesserungen, alle aber werden durch die Erndteschneidemaschinen, die Mähe- und Dreschmaschinen, sowie Pferdeharken übertroffen. Die im Jahre 1861 von je 2 Pferden getriebenen Mähmaschinen thaten die Arbeit einer Million Menschen und das Resultat einer mehr und mehr um sich greifenden Benutzung von Ackerbaumaschinen war, daß unsere Produktionsfähigkeit durch einen Abgang von einer oder zwei Millionen Menschen, die sich verschiedenen Industriezweigen zuwandten, nicht geschmälert wurde. Der erste Versuch mit Mähmaschinen wurde im Jahre 1848 in Buffalo gemacht; die Maschinen waren sehr unvollkommen und die Farmer wurden durch die erlangten Resultate nicht befriedigt. Die Maschinen wurden mit jedem Jahre verbessert, und mögen jetzt wohl kaum noch einer zweckmäßigen Aenderung bedürfen. Im Jahre 1864 gab es in den Ver. Staaten 137 Fabriken, in denen landwirthschaftliche Geräthschaften hergestellt wurden; diese Anstalten produzirten jährlich über hunderttausend Maschinen, die etwa $15,000,000 kosteten. Seit jener Zeit sind noch zahlreiche neue derartige Fabriken entstanden. Der Pferdeheurechen wurde vor der Mähmaschine erfunden und steht nur ihr an Nützlichkeit nach; er verrichtet die Arbeit von 8 bis 10 Mann und 20 bis 30 Acker können täglich mit einem Pferde und einem Knecht ohne Anstrengung bearbeitet werden. Der Census von 1870 gibt den Gesammtwerth von Ackerbaugeräthschaften auf $336,878,429 an, was seit den letzten 20 Jahren eine Zunahme von $185,290,791 ausmacht. Für Erfindungen und Verbesserungen an landwirthschaftlichen Geräthschaften wurden im Jahre 1872 über eintausend Patente ertheilt; derartige Geräthschaften werden jetzt für ca. $52,000,000 jährlich hergestellt.

Die Zunahme der Intelligenz, die rationellere Bodenbearbeitung und die Erbauung von Eisenbahnen, welche auch dem Inland-Farmer einen Markt öffnen, haben wesentlich zu der ungemeinen Entwickelung des Ackerbaues und zur Vergrößerung der Erndten und des unter Cultur befindlichen Areals beigetragen. Im Jahre 1770 führten sämmtliche Colonie'n 578,349 Scheffel Mais aus, im Jahre 1860 838,792,742 Scheffel. Die Produktion von Waizen, die im Jahre 1840 84,823,272 Scheffel ergab, stieg im Jahre 1870 auf 287,745,626 Scheffel. Im Jahre 1870 wurden in den Vereinigten Staaten gebaut: 17,000,000 Scheffel Roggen, 30,000,000 Scheffel Gerste, 10,000,000 Scheffel Buchwaizen und 282,000,000 Scheffel Hafer. An Kartoffeln erzielte man im genannten Jahre 165,047,297 Scheffel; an Tabak erndtete man im Jahre 1870 etwa 434,209,461 Pfund. Vor 1793 wurde in den Südstaaten nur sehr wenig Baumwolle gebaut. Vor der Erfindung der Egrenirmaschine durch Whitney hatte ein Mann einen vollen Tag zu thun, um ein Pfund Baumwolle vom Samen zu reinigen. Heutzutage kann ein Mann mit den dazu erforderlichen Maschinen leicht 2200 Pfund reinigen. Im Jahre 1860 wurden 2,079,230,800 Pfund Baumwolle gebaut und davon 1,765,115,735 Pfund exportirt. Der Geldwerth einer Erndte beziffert sich auf nicht weniger, als $300,000,000, wozu noch ein entsprechender Betrag für die Gras- und Heu-Erndte kommt. Diese allgemeinen Fortschritte sind auch auf die Viehzucht nicht ohne Einfluß geblieben. So betrug im Jahre 1840 die Zahl des vorhandenen Rindviehes 14,971,586, während im Jahre 1870 diese Nummer auf 23,820,608 gestiegen war und einen Werth von $1,525,276,457 repräsentirte.

Nach dem Censusausschusse von 1870 wurden 285,800,598 Gallonen Milch verkauft und 600,000,000 Pfund Butter, sowie 200,000,000 Pfund Käse zubereitet. Der Werth der letzten drei Classen beträgt etwa $400,000,0000. Der Preis, der für Schlachtvieh gezahlt wurde, beträgt etwa ebensoviel oder noch einmal so viel, als vor 10 Jahren. Auch in der Schweine-, Schaf- und Pferdezucht macht sich ein Aufschwung bemerklich. Die im Jahre 1870 vorhandenen 28,477,951 Schafe gaben über 100,000,000 Pfund Wolle, und von den vorhandenen 8,600,219 Pferden wurden 7,142,849 zum Ackerbau verwendet. Hülfsmittel, wie neue Düngungsarten, die Verbreitung von Werken über Landwirthschaft und andere Faktoren haben dazu beigetragen, den jährlichen Ertrag aus diesem Zweige auf $2,448,000,000 zu erhöhen.

Die Dammbauten am Ausflusse des Mississippi,

so berichtet wenigstens die New-Orleans „Times," nehmen einen erfreulichen Fortgang. Was uns angeht, so freuen auch wir uns darüber, wenn diese Berichte sich als wahr erweisen sollten, wollen jedoch lieber das endliche Resultat abwarten, ehe wir einen Triumphgesang darüber anstimmen. Die New-Orleans „Times" berichtet wie folgt:

„Die Arbeiten an den „Jetties" rücken so rasch voran, als man nur erwarten konnte, und die bis jetzt erreichten Resultate sind der Art, daß man sich nur mit Befriedigung über dieselben aussprechen kann. Capitän Eads, der sich jetzt in New-York befindet, aber immer über Alles, was an Ort und Stelle vorgeht, auf das Genaueste unterrichtet ist, soll mehr als je der Hoffnung einer baldigen Vollendung des von ihm unternommenen Werkes leben. An der Ostseite des Fahrwassers, 7500 Fuß vom Ufer entfernt, sind bereits eine große Anzahl Pfähle eingerammt und durch Querbalken verbunden worden. Die früher allgemein verbreitete Annahme, daß an der Mississippi-Mündung ein Einrammen von Pfählen nutzlos sein werde, weil das Flußbett nur aus Schlamm bestehe und kein fester Untergrund zu finden sei, hat sich vollständig als Irrthum erwiesen. Um die Widerstandsfähigkeit des Flußbettes festzustellen, ist über die Anzahl der Schläge, die jeder eingerammte Pfahl erforderte, genau Buch geführt worden. Die Erfahrung lehrt, daß durchschnittlich neunzig Schläge mit einer 3300 Pfund schweren Ramme nöthig sind, um einen Pfahl 12 — 15 Fuß tief einzurammen, und diese Berechnung ist für die ganze Strecke, auf der bereits Pfähle eingerammt wurden, zutreffend gefunden worden.

In einzelnen Fällen wurden 200 und sehr häufig 150 Schläge gegeben. Dies liefert den unumstößlichen Beweis, daß unter dem Flußbecken Thon und Sandschichten liegen. Auf einer Strecke von 350 Fuß sind Weidenfaschinen gelegt worden und dort hatte sich bereits eine 18—20 Zoll dicke Schlammdecke abgesetzt. Gleichzeitig hat sich das Flußbett in der Nähe der Pfahlreihe um 5 bis 10 Fuß vertieft; wo bei'm Beginne der Arbeiten das Wasser nur 5 Fuß tief war, ist es jetzt 11 Fuß tief, wo es 12 Fuß Tiefe hatte, hat es jetzt eine Tiefe von 20 Fuß. Die Anfertigung der Faschinen geschieht da, wo die Weiden wachsen. Auf Barken werden die fertigen Faschinen an Ort und Stelle gebracht, um dann, mit Steinen beschwert, versenkt zu werden. Die Arbeiten am West-Ufer sollen im Laufe dieser Woche ihren Anfang nehmen und wie man behauptet, werden dieselben dort mit noch größerer Raschheit von Statten gehen, als am östlichen Ufer. Ueber der Pfeilerreihe ist eine Laufbahn errichtet worden, auf der sich die Lokomobile, welche zwei Rammen auf einmal in Bewegung setzt, mit dem Einrammen der Pfähle gleichen Schritt haltend, fortbewegt. Zugleich wurde eine mechanische Vorrichtung angebracht, die eine Rundsäge treibt, welche die Pfähle, sobald sie eingerammt sind, in gleicher Höhe absägt.

Die neue Ansiedelung, die seit Beginn der Arbeiten wie durch Zauber an der Mündung des Mississippi entstanden, gewinnt so an Ausdehnung, daß sie sich bald zur Würde einer Stadt erheben wird.

Auf dem West-Ufer werden jetzt Pfähle eingerammt, auf denen das Fundament für ein zu erbauendes Hotel errichtet werden soll. In diesem Hotel werden die bei'm Bau beschäftigten Ingenieure, Beamten und Aufseher, wie auch Diejenigen, die sich für den Bau interessiren, ein Unterkommen finden.

Die Vorbereitungen sind jetzt getroffen, um täglich auf eine Strecke von 400 Fuß Faschinen zu legen und Pfähle mit einer Gesammtlänge von 600 Fuß einzurammen. Zu diesem Zwecke ist jetzt die Zahl der Arbeiter auf 360 vermehrt worden.

Der Arbeiter-Ausstand zu Fall-River, Mass.

Fall-River in Massachusetts ist bekannt wegen seiner steten Streitigkeiten zwischen den Fabrikanten und deren Arbeitern. Wenn anderwärts, auch in ganz Massachusetts, Alles im besten Gange war, in Fall-River konnte man sicher auf Wirren zwischen Kapital und Arbeit rechnen. Früher haben die Arbeiter auch durchschnittlich ihren Willen durchgesetzt, da sie systematisch genug verfuhren, um nur bei guter Zeit aufzutreten, oder ihren Ausstand auf einzelne Fabriken zu beschränken. Ganz anders aber ist es jetzt. Die Arbeit geht langsam und die Fabrikanten haben einen Verein gestiftet, handeln einmüthig, und ziehen es vor, gar nicht arbeiten zu lassen, als bei denselben Löhnen. Auf diesen Widerstand hatten die Arbeiter nicht gerechnet, als sie sich einer Lohnherabsetzung von 10 Prozent nicht fügen wollten und einen allgemeinen Ausstand beschlossen.

Bei dem außerordentlichen Stillstand der Geschäfte können die Arbeiter nicht darauf rechnen, ihren Willen durchzusetzen, und würden gewiß nachgeben, wenn sie nicht ebenso wie die Kohlengräber in Pennsylvanien, von einigen Demagogen zum verkehrten, zwecklosen Widerstand aufgestachelt würden. Nicht weniger wie 15,000 Arbeiter sind brodlos durch diesen Ausstand, ein Drittel der Einwohner von Fall-River, das 45,000 Einwohner zählt. Welch' ein Elend für die ganze Stadt aus einem solchen Zustande erwachsen muß, wie aller Verkehr, alle Geschäfte dadurch ruinirt werden müssen, kann man sich vorstellen. Schon stellt sich bittere Noth bei den Ausständigen ein, und die Grocerie- und Provisionshändler haben beschlossen, ihnen keinen Credit zu geben. Nun wird die Stadtregierung aufgefordert, den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen, und sie ist auch Willens, Das zu thun, aber nur auf sehr sparsame Weise. Der Ausfall der Einnahme der Bürger beträgt durch diesen Ausstand wöchentlich sicher an $150,000; daß der Ausstand also nicht mit günstigen Augen angesehen wird, kann man sich denken, noch dazu, da man den Arbeitern Unrecht gibt und überzeugt ist, daß die Fabrikanten nicht nachgeben werden.

Der Umfang der Baumwollen-Manufaktur in Fall-River erhellt aus Folgendem: In den 33 Fabriken sind $14,745,000 als Kapital angelegt; sie liefern jährlich 333,125,000 Yards Zeug, haben 15,000 Arbeiter und zahlen denselben monatlich $461,000, so daß der Monats-Verdienst eines Arbeiters durchschnittlich $30 beträgt. (Ph. Dem.)

Ein Brief von Anna Eliza Young über das Gemetzel auf der Bergwiese.

Anna Eliza Young, die geschiedene Frau Nr. 19 des Mormonen Häuptlings Brigham Young, schreibt an den „Boston Globe" folgenden Brief:

„Ich ersuche das Volk der Ver. Staaten, die Nachrichten zu lesen, welche heute von Utah eingetroffen sind.—John D. Lee ist freigesprochen.

Dieser Mensch gestand ein, daß er die Mormonen, welche die hundertunddreißig Emigranten, die Utah auf ihrem Wege nach Californien im Jahre 1859 passiren wollten, mit kaltem Blute ermordet hatten, angeführt habe. Sein Verbrechen wurde von jedem aufgerufenen Zeugen bestätigt; von dem Munde der Ruchlosen, die er anführte. Kein Einziger betrat den Zeugenstand zu seiner Vertheidigung. Es wurde bewiesen, daß er selbst seine Hände mit dem warmen Blute der Frauen röthete. Er handelte auf Anordnung Brigham Young's und seines Lieutenants Georg A. Smith. Und doch wird ihm gestattet, frei auszugehen!

Das Blut der ermordeten Amerikaner, ihrer Frauen, Töchter und Säuglinge, das nach Rache schreit, wurde schändlich mißachtet von dem grausamen Despotismus, der in Utah herrscht und noch heute den Präsidenten Grant als Werkzeug benützt. Amerikaner! Als eine von Denen, die unter dieser grausamen Tyrannei Unsägliches gelitten haben, appellire ich an Euch, darauf zu bestehen, daß die Polygamie abgeschafft werde, und daß man die Macht dieser in der Hölle geborenen Priesterkaste zerstöre. Ihr seid verantwortlich dafür — Ihr haltet durch Eure Toleranz die Frauen in Utah in verabscheuungswürdiger Knechtschaft! Ihr billigt durch Euer Stillschweigen die blutige Metzelei mormonischer Mörder auf priesterliche Anordnung!

Ich appellire an die Frauen Amerika's, die zögernden Republikaner zu zwingen, ihr Gelübde, diesen „Zwillings-Barbarismus der Polygamie" abzuschaffen, zu erfüllen, wie sie den Fluch der Sklaverei abgeschafft haben. Utah erleidet heute Gewaltthätigkeiten durch die Bundesrichter, die doch nur die Sklaven Brigham Young's sind, ernannt von Präsident Grant auf den teuflischen Rath des Senators Sargent von Californien, des gut dressirten und wohlgefütterten Schmeichlers Brigham Young's.

Frauen von Amerika! Ich flehe Euch an, laßt heute Eure Stimmen hören, jetzt, wo Ihr wißt, daß Eure Schwestern abgeschlachtet wurden und eine Mormonen-Jury sagt, die Mörder hätten kein Verbrechen begangen. Wendet Euch persönlich an Euren Repräsentanten im Congreß und besteht darauf, daß die Polygamie ausgemerzt werde.

Die Stimmen von zwanzig Tausend Mormonen-Frauen geben ihrem Schmerz durch mich Ausdruck, indem sie Euch um Vernichtung jener gräulichen Einrichtung flehen, welche ihr Leben vernichtet und ihre Herzen vertrocknet und die ohne Eure Unterstützung sich kein Jahr mehr erhalten kann. Im Angesicht jener Nachricht ist jetzt keine Zeit, die Uebelthäter zu schonen, wie hoch sie auch immer gestellt sein mögen, und ich klage den Präsidenten Grant vor dem Volke an, die Ursache des Entkommens des Mörders Lee zu sein, da er sich den feilen Dienern Brigham Young's unterwürfig gezeigt hat. Wenn er sich gegen das Geschrei der von Lee und Young ermordeten Frauen gleichgültig zeigt, so laßt Eure Stimmen in so lauten und ernsten Tönen hören, daß es ihn aus seinem Schlummer in Long Branch aufschreckt.

Wenn Mörder mit Lorbeeren gekrönt werden, ist es für unseren Herrscher nicht an der Zeit, an der Seeküste herumzulungern. Anna Eliza Young."

Polizei-Chicanen in dem neuen Deutschen Reiche.

(Aus dem „N.-Y. Demokrat.")

Es ist mit Recht schon oft bemerkt worden, daß in Deutschland die Idee der Reichseinheit dermaßen alle Verhältnisse beherrscht, daß für die Freiheit nur eine enge Gasse übrig gelassen ist. Wir unsererseits bewundern jeden großen staatsmännischen Zug an dem Reichskanzler, verschließen aber unser Auge keineswegs den Gefahren des mit eiserner Hand aufrecht erhaltenen Regimes einer Gewalt, die keinen Widerspruch anerkennt, selbst wenn dieser Widerspruch nur in der Form einer in jedem Verfassungsstaate erlaubten Opposition zur Geltung gebracht wird. Ein solcher allgemeiner Zustand der Dinge hält die Kritik des gesunden Menschenverstandes nicht aus. Wenn der National-Liberalismus das höchste Maß der obrigkeitlich erlaubten Freisinnigkeit ist, so läuft Deutschland Gefahr, als ein der natürlichen freiheitlichen Entwickelung sich trotzig abschließendes Gemeinwesen eine klägliche Rolle unter den Verfassungs-Staaten der alten Welt zu spielen.

Die ganz rechtlos vorgenommenen Verhaftungen von Redakteuren und Herausgebern, von denen die neueste Geschichte Deutschland's strotzt, sind ein beredtes Zeugniß der Gebundenheit der deutschen Presse, und es bildet sich für jeden unparteiischen Beobachter nachgerade die Ueberzeugung, daß Deutschland etwas weit Aergeres, als die Censur besitzt, nämlich die gehäßige Polizei- und Gerichts-Chicane, die sich auf das langsame Foltern und Knebeln nach der That verlegt. Wie weit das Märtyrerthum der Oppositionspresse getrieben wird, davon zeugen die kleinlichen, engherzigen Anklagen wegen Aeußerungen im Druck, die weder staatsgefährlich, noch unsittlich sind. Eine Critik des öffentlichen Dienstes giebt es unter solchen Umständen in der Presse nicht mehr, und doch ist gerade diese eine der unerläßlichsten Aufgaben der Presse.

Wie lange würde eine amerikanische Zeitung bei uns gelesen werden, wenn sie nicht mit beherztem Muthe Alles bloßlegen würde, was im öffentlichen Dienste verbrochen wird? Welcher Zeitungsherausgeber, ja, selbst welcher Zeitungsschreiber würde nicht mit Entrüstung seinem Berufe den Rücken kehren, wenn die Thätigkeit in diesem Berufe ihm das Strecken der Waffe des Angriffs gegen jedwedes Uebel, das sich in der Oeffentlichkeit zeigt, zur Pflicht machen würde? Wir arbeiten hier mit freiem Ellbogen, in Hemdärmeln, wie sich die „Ill. St.-Ztg." richtig ausdrückt, und würden den Witz des Zeitungswesens als beendigt ansehen, wenn jeder beliebige bornirte Staatsanwalt und Polizeirichter sich vermessen dürfte, auf jede Bewegung unserer Feder zu blicken, und uns die Freiheit des unbeschränkten Meinungsausdrucks so zuzuschneiden, wie es in Deutschland geschieht. Der Nationalliberalismus hat vieles an diesem Stande der Dinge verschuldet. Er ist der Todtengräber constitutioneller Freiheit, seitdem er der Handlanger des Polizeidespotismus geworden ist.

Nur der wunderbaren Zähigkeit mancher Zeitungsherausgeber, und wohl auch ihrem Reichthum, der sie die kleinlichen Erfolge nicht fühlen läßt, ist es zu verdanken, daß die Oppositionspresse in Deutschland noch eine Zukunft hat. Wäre dies nicht der Fall, so müßte sich Deutschland schämen, daß es ohne eine Presse ist, die den Muth des Protestirens gegen öffentliche Gebrechen besitzt.

Ein Kampf mit Borneo'er Piraten.

Ueber ein Gefecht, welches ein Theil der Mannschaft der auf einer wissenschaftlichen Expedition befindlichen östreichischen Corvette „Friedrich" an der Ostküste Borneo's mit Piraten zu bestehen hatte, entnehmen wir einer Correspondenz der „N. Fr. Pr." nachstehende Details: „Da es nöthig geworden war, für den Betrieb des Schiffes Holz zu fällen, wurden am 7. Mai 30 Matrosen unter Befehl eines Seekadetten zu diesem Zwecke an das üppig bewaldete Land gesendet. Zum Schutze gegen wilde Thiere erhielten sie zehn Stück Werndl-Carabiner. Die Corvette befand sich ungefähr vier Seemeilen seewärts des Arbeitsplatzes und beschäftigte die eigene Dampfbarcasse und ein anderes großes Boot mit Aufnahmearbeiten. Das Wetter war trübe, es regnete zuweilen, und ein undurchdringlicher Dunst lagerte unterhalb der weißen Nebelwolken, welche die Urwaldfläche beschatteten. Von Bord aus konnte man der großen Entfernung halber weder sehen noch hören, was auf dem Lande vorging; es ahnte aber auch Niemand, daß sich dort irgend ein Unfall ereignen könnte, da man die Gegend unbewohnt wußte. Die Matrosen arbeiteten aus Leibeskräften. Unter der Wucht kräftiger Axthiebe fielen die Baumstämme und wurden kunstgerecht zerkleinert und geschichtet. Proben von Kraft und Geschicklichkeit regten einen Wetteifer an, welcher das Werk rasch förderte und die Arbeit, weil sie vom strammen Borddienste gar so sehr verschieden ist, zum wahren Vergnügen gestaltete.

Neugierige Affen und Krokodile wagten sich in die Nähe und wurden kaum entdeckt, unter vielen Scherzen durch Gewehrschüsse und Steine verscheucht. Das waren aber nicht die Feinde, die zu fürchten waren. An solche dachte man eben gar nicht. Da erscheinen gegen 1 Uhr Nachmittags plötzlich, bei einer Landspitze herumbiegend, fünf ziemlich große Fahrzeuge, anscheinend Fischerboote, sehr stark bemannt, mit ungefähr 60 nackten braunen Eingebornen und schwenken mit Blitzesschnelle in Frontlinie. Im zweiten Fahrzeuge steht die hohe Gestalt eines alten Mannes, dessen weißes Haar und Bart ihn besonders kennzeichnen und malerisch erscheinen lassen. Auf ein Zeichen von ihm — er muß der Häuptling sein — richtet jedes Fahrzeug am vorderen Theile eine starke hölzerne Brustwehr mit Schießscharten auf. Der Häuptling feuert einen Schuß auf die Wache im Boote ab. Das ist das Signal zum allgemeinen Gefechte. Die Matrosen bewaffnen sich im Augenblick, stürzen sich in's Wasser, den Piraten entgegen. Alles dient zur Waffe, Holzärte, Knüttel, Steine. Die Werndlcarabiner beginnen sofort ihre Arbeit. Die Matrosen feuern prächtig. Der greise Häuptling ist todt, und viele andere Piraten ereilt ein gleiches Schicksal. Dennoch geht der Kampf vorwärts. Leider haben auch wir empfindliche Verluste. Zwei Mann sind todt und zwei andere schwer verwundet. Die Piraten werfen mit großer Geschicklichkeit Wurfspieße und schießen aus einer großen Menge von Trombons.

Der Hauptangriff ist gegen das Boot gerichtet; es liegt in klaftertiefem Wasser verankert. Die Matrosenwache kann sich der Angreifer nicht erwehren und springt nach einigen Schüssen in's Wasser. Nur wenige der Leute können vom Lande aus Hülfe bringen; sie thun es zwar, aber vergeblich. Die Stärksten unter ihnen versuchten, das Boot an's Land zu ziehen, aber der Anker hält und sie werden niedergeschossen. Endlich bemächtigen sich die Piraten des Bootes und führen es weg. Es erscheinen zwei weitere Fahrzeuge mit Piraten und vereinigen sich mit den anderen. Die Matrosen haben sich unterdessen vom Wasser an die Küste zum Walde begeben. Die Piraten schiffen sich aus, und im Augenblicke schnitten sie den zwei Todten die Köpfe ab. Man hatte es also mit den sogenannten Kopfjägern zu thun. Hierauf schifften sie sich wieder ein und zogen ab, um von einer anderen Seite auf Schleichwegen einen Landangriff vorzubereiten. Zu diesem ist es aber nicht mehr gekommen, da die Mannschaft ungefähr zwei Stunden nach dem Kampfe abgeholt wurde. Von Bord aus hatte man von diesem Gefechte gar Nichts gehört und Nichts gesehen und war daher von dem Vorfalle sehr überrascht. Man rüstete sofort eine Kriegsexpedition mit allen großen Booten und mit zwei dreipfündigen Bogenzugkanonen aus und recognoscirte die Küste auf eine Ausdehnung von ungefähr 25 Meilen, ohne eine Spur der Piraten entdecken zu können."

Woher Amerika den Namen hat.

Nachdem der Venetianer Amerigo Vespucci nun Jahrhunderte lang als der Mann gegolten hat, von welchem Amerika seinen Namen herleitet, hat man jetzt entdeckt, daß der Name dieses Welttheiles einen ganz anderen Ursprung hat. In der zum central-amerikanischen Staate Nicaragua gehörigen Provinz Chontales befindet sich nämlich eine hohe Hügelreihe, welche bei den Eingeborenen seit undenklichen Zeiten schon Americ, Amerrique oder Amerique genannt wurde, und dieser Name soll dann nach der Entdeckung durch die Europäer auf den ganzen westlichen Continent ausgedehnt worden sein. Jules Marcoue stellte diese Behauptung zuerst im Märzhefte des „Atlantic" auf, und es gelang ihm auch, seiner Theorie eine gewisse Glaubwürdigkeit zu verleihen. An erster Stelle hieß Vespucci mit seinem Vornamen schon nicht Amerigo oder Americus, sondern Albericus, und man schrieb diesen Namen später nur leichtfertig auch in der ersten Manier, wie er sogar manchmal als Morigo vorkommt. Es ist der stärkste Beweis dafür vorhanden, sagt J. Marcoue, daß dieses die beregten Hügel bezeichnende Wort Americ ein einheimisches ist, und die Endung ique oder ic kommt bei Ortsbezeichnungen in der Sprache der Lenka-Indianer und in Centralamerika überhaupt sehr häufig vor. Ja, der ganze Name Amerique ist heute noch dort mit der vorberegten örtlichen Bedeutung gerade so gang und gäbe, wie im Jahre 1502, als Columbus daselbst einen Besuch abgestattet haben soll. Er legte damals, um seine Schiffe zu repariren, zwischen der kleinen Insel La Huerte und dem Festlande an. Columbus thut in einem Schreiben verschiedener goldreicher Lokalitäten Erwähnung und nennt darunter auch die an die Americ-Kette angrenzende Provinz Ciamba oder Carambura. Deshalb muß er aber auch jedenfalls den Namen jener Hügelreihe gehört haben. Wenn trotzdem derselben in seinem Journale keine Erwähnung geschieht, so läßt sich dies aus dem Umstande erklären, daß er zur Zeit der Abfassung desselben, mit Ketten beladen, alt, schwach und von Leiden und Ungerechtigkeit niedergedrückt, sich als Gefangener auf Jamaica befand. Das Wort „Americ," bemerkt Hr. Marcoue, gleichbedeutend mit diesem Goldlande, wurde nun in den Seehäfen Westindiens und dann in jenen von Europa bekannt. Es drang allmälig in das Innere des Continents vor und hatte auch in Frankreich, nach dem Zeugnisse eines Druckers und Buchhändlers in St. Die, am Fuße der Vogesen, die Geltung eines indianischen Wortes, welches eine an Goldminen reiche Gegend in Neu-Indien bezeichnete. Daher also das Wort Amerika.

Die Vereinigten Staaten von Columbia.

In geographischer Hinsicht ist diese Republik die wichtigste unter den südamerikanischen Republiken, da zu derselben auch der Isthmus gehört, auf welchem der Kanal angelegt werden soll zur Verbindung des atlantischen und stillen Ozeans. Die Republik der Vereinigten Staaten von Columbia besteht aus 9 Einzelstaaten: Antioquia, Bolivar, Boyaca, Cauca, Cundinamarca, Magdalena, Panama, Santander und Colima mit im Ganzen 2,850,000 Einwohnern und außerdem noch aus 5 Territorien: Bolivar, Consanare, Gonjira, Providencia und San Martin, die von über 150,000 unabhängigen Indianern (Indios bravos) bevölkert werden, von denen 10,000 civilisirt sind. Nach der Constitution vom 8. Mai 1863 besteht daselbst eine auf Volks-Souveränität begründete Volksregierung.

Senat und Repräsentantenhaus haben die legislative Gewalt. Der Senat besteht aus 3 Mitgliedern von jedem der 9 Einzelnstaaten; das Repräsentantenhaus aus einem Repräsentanten für je 50,000 Einwohner und einen mehr für einen Bruchtheil von mindestens zwei Fünftel dieser Anzahl. Sonach hat der Senat 27 Mitglieder, während das Repräsentantenhaus deren jetzt 66 hat. Die Exekutive besteht aus einem Präsidenten, der auf je zwei Jahre gewählt wird und dessen Amtstermin am 1. April beginnt, und vier Sekretären (Ministern). Der Präsident wird durch absolute Mehrheit der 9 Staaten, in den Staaten selbst aber durch das Volk gewählt. Er ist Oberbefehlshaber des Bundesheeres, das in Friedenszeiten 2000 Mann zählt. In Kriegszeiten hat jeder einzelne Staat ein Prozent der Bevölkerung als Contingent zu stellen.

Am Ende des Fiskaljahres 1870 betrugen die Regierungseinnahmen $4,000,000; davon kamen $2,775,000 auf Zölle, $800,000 als Ertrag der Salinen und $250,000 von der „Panama-Eisenbahn-Comp." als jährlicher Beitrag zu den Bundes-Einnahmen. Der Export betrug in diesem Jahre $10,500,000, der Import $12,500,000. Haupt-Ausfuhr-Artikel waren Gold und Silber $2,500,000; Tabak $2,000,000; Kaffee $1,900,000 und Borke $1,800,000. Der ausländische Handel wurde in jenem Jahre von 729 Segelschiffen mit einem Tonnengehalt von 46,697 und 281 Dampfern mit 14,459 Tonnen Tragfähigkeit vermittelt.

Columbia wurde 1499 von Ojeda entdeckt und 1510 von den Spaniern besiedelt. Es gehörte später zur Generalcapitanie Neu-Granada, aus der 1718 das gleichnamige Königreich hervorging.

Im Jahre 1831 wurde die Republik Neu-Granada gebildet, worauf es in mehreren Jahrzehnten liberale, klerikale und militärische Aufstände und Revolutionen in rascher Reihenfolge gab, bis sich im Jahre 1862 die obengenannten Staaten von Neu-Granada trennten, die Ver. Staaten von Columbia bildeten und eine neue Verfassung am 8. März 1863 annahmen. Als erster Präsident wurde Dr. Manuel Murillo am 1. April 1864 bis dahin 1866 gewählt. Nach Ablauf seines Amtstermines folgte ihm Joseph Mosquera. Im Jahre 1867 gerieth er mit dem Congresse in einen Conflikt, der damit endete, daß er wegen Amtsmißbrauches seines Amtes entsetzt und auf zwei Jahre des Landes verwiesen wurde. Er verließ die Republik und ging nach Peru, während General Santos Acosta die Exekutivgewalt übernahm.

Für den Termin von 1860 bis 1870 wurde Santos Gutierez zum Präsidenten gewählt. Der jetzige Präsident der Ver. Staaten von Columbia ist Dr. Perez, der schon seit einiger Zeit Neigung zeigt, die Wahl seines Nachfolgers zu beeinflussen. Er hat seinen ganzen Einfluß zu Gunsten der Erwählung des Dr. Parra aufgeboten, während die Opposition Dr. Raphael Nunez unterstützte. Die Uebergriffe des Präsidenten gegen den Staat Panama sind als neueren Datums unseren Lesern bekannt, ebenso, daß er kürzlich versuchte, diesen Staat zu „reconstruiren." Nach den neuesten Depeschen steht ein allgemeiner Bürgerkrieg in Aussicht und mit ihm eine Theilung der Republik. Die Küstenstaaten der Republik stimmten für Nunez, während die Regierung in den Staaten im Innern eine Majorität für Parra durchzusetzen wußte. Die Nunez-Partei aber hat Besitz von den wichtigsten und bevölkertsten Staaten und alle Aussicht auf Erfolg. Sollte die beabsichtigte Lostrennung stattfinden, so würde für Parra nur ein sehr unbedeutender Landstrich übrig bleiben.

Tages-Neuigkeiten.

Vor 6 Jahren ging Beecher einen Contrakt mit der Verlagshandlung Ford & Co. ein, nach welchem er in 18 Monaten sein „Leben Christi" schreiben sollte, wofür man ihm $10,000 "Cash in advance" bezahlte. Das Geld hat er eingesackt, das Buch aber nicht geschrieben und die Firma ist bankerott. Jetzt heißt es, Beecher werde seine Vorlesungstour aufgeben und das Buch vollenden — wer wird es aber kaufen oder gar lesen?

Die Londoner Correspondenz des „New-York Herald" bringt die vollen Einzelnheiten über die neulichen staunenerregenden Leistungen des Capitäns Bogardus, des großen amerikanischen Taubenschützen, welcher gegenwärtig in England Proben seiner Geschicklichkeit zum Besten gibt. Die Unbesieglichkeit des Capitäns in dieser Art des Schießens ist aber seit seiner Ankunft in England mehr als bewiesen worden. Nicht nur ist es ihm nicht gelungen, einen ebenbürtigen Gegner zu finden, sondern es hat sogar den Anschein, daß von gewissen Seiten seine Geschicklichkeit geradezu mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu betrachtet wird. Der Capitän suchte um Zulaß zur Mitbewerbung um den Hauptpreis des internationalen Schützen- und Polo-Club nach. Sein Gesuch wurde aber zurückgewiesen, und aus welchen Gründen dies geschah, das müssen die „Behörden," da der Verein ja doch ein internationaler ist, wohl selber am Besten wissen. Herr Bogardus behauptet jedoch noch immer, daß er unter beiderseitig gleichen Bedingungen gerne mit jedem Engländer zu schießen bereit ist, und hat eine öffentliche Aufforderung in diesem Sinne erlassen. Zu Liverpool machte er sich anheischig, von fünfzig Tauben in zwei, vierzig Schritte von einander entfernten Schlägen vom Mittelpunkte dieser Entfernung aus, achtunddreißig zu tödten, wenn beide Schläge zu gleicher Zeit geöffnet würden. Ebenso verpflichtete er sich, aus einer Entfernung von fünfundzwanzig Yards in vier Minuten fünfundzwanzig Tauben oder die doppelte Zahl in acht Minuten zu erlegen, wobei man die Vögel sämmtlich zu gleicher Zeit fliegen lassen dürfe. Nachdem der Capitän aber alles dieses geleistet hatte, wurde er von den Zuschauern mit hundertfachem Bravo begrüßt und auf's Herzlichste beglückwünscht. Es darf hier wohl noch bemerkt werden, daß die Vögel im Allgemeinen wohl nicht zu den schnellsten gehörten; aber der Capitän schoß von ihnen stets gerade die fluggewandtesten.

Die Sterblichkeit unter den Kindern in der Stadt New-York ist wahrhaft schrecklich. In letzter Zeit sind daselbst täglich im Durchschnitt über hundert Kinder den bekannten Sommerkrankheiten erlegen. Höchst auffallend ist dabei, daß diese Krankheiten unter den Kindern deutscher Eltern verhältnißmäßig weit mehr Opfer fordern, als unter Amerikanern oder Irländern. Ein deutscher Arzt behauptet nun, die Ursache davon sei in dem Umstande zu suchen, daß die deutschen Mütter zu viel Lagerbier trinken. Um die Nahrung für die Säuglinge zu vermehren, werde das Bier in so großen Quantitäten genossen, daß eine schädliche Wirkung auf das zarte Körpersystem der Kleinen nicht ausbleiben könne. — Der Mann mag vielleicht Recht haben.

Von Buenos Ayres sind sieben Personen, mit Waffen und Provisionen versehen, abgereist, die beabsichtigten, zu Fuß nach Philadelphia zu ziehen, um dort der Ausstellung beizuwohnen! Eine originelle Idee. Die sieben Fußreisenden werden wahrscheinlich zu den größten Seltenheiten der Ausstellung gezählt werden.

In Greenville, in Ost-Tennessee, steht noch die kleine Schneiderwerkstatt, in welcher Andrew Johnson, nachdem er als 18-jähriger Schneidergeselle in dem Städtchen angekommen war, Jahre lang darauf los geschneidert hat.

Ein Ungar, der sich bei'm Schneider einen neuen Rock bestellte und die Knöpfe nicht zu eng an einander gesetzt haben wollte, konnte sich nicht anders ausdrücken, als daß er sagte: Machen Sie nicht Knopp, Knopp! sondern Knopp, wart ä Bissel, Knopp, wart ä Bissel.

Die amerikanische Bibelgesellschaft hat im verflossenen Jahre sechszig Eisenbahngesellschaften, welche dreizehnhundert Waggons laufen lassen, mit mehr als dreitausend Bibeln versorgt. Und doch so wenig „Bekehrungen!"

Wenn einmal die Geschichte des Carpetbagger-Unwesens geschrieben wird, dann werden furchtbare, haarsträubende Dinge an's Licht kommen. Neuerdings ist die Enthüllung gemacht worden, daß der Carpetbagger Gouv. Ames von Mississippi es war, welcher im letzten Herbste den Aufruhr von Vicksburg anstiftete. Derselbe bewaffnete die Neger und instruirte den Scheriff Crosby, gegen Vicksburg zu marschiren.

In New-York wurde vorgestern der Deutsche Carl Zimmermann auf das Betreiben der Anna Ehlers wegen Bruchs des Eheversprechens arretirt. Im Ludlowstraßen-Gefängniß brach das delirium tremens bei ihm aus und Zimmermann ras'te sich zu Tode. Der Mann war ein Wittwer und hinterläßt mehrere Kinder.

Folgendes Stückchen Eisenbahn-Romantik erzählen New-Yorker Blätter: Der Condukteur Trump, auf der „Philadelphia- und Eriebahn" angestellt, ein ganz stattlicher Mann, hatte das Herz der jugendlichen und schönen Maggie Knapp von Northumberland, der Tochter sehr reicher, aber unerbittlicher, ja grausamer Eltern, per Dampf, d. h. auf einem Expreßzug erobert. Es war "a case of love at first sight" wie die Amerikaner sagen. Die Liebenden sahen sich öfters, natürlich ohne Vorwissen des Vaters der jungen Dame, der ganz entsetzlich polterte, und über die Aussicht, der Schwiegervater eines Condukteurs zu werden, unbegreiflicher Weise gar nicht sehr erbaut war. So ungeberdig zeigte sich der alte Herr, daß der Condukteur zu einem „Staatsstreiche" greifen mußte, um seinen „bevorstehenden" Schwiegervater zur Raison zu bringen. — Eines Morgens fuhr der Condukteur wie gewöhnlich auf dem Train ab, auf dem er Dienst zu thun hatte. Den Eltern der jungen Dame, die in der Nähe des Bahnhofs wohnten, fiel immer ein Stein vom Herzen, wenn sie den schönen Condukteur abfahren sahen, denn sie hatten dann an dem betreffenden Tage Nichts mehr von ihm zu befürchten. Sonderbarer Weise aber klang heute der sonst schrille Pfiff der Lokomotive munterer, als je, der Condukteur war in träumerische, rosige Betrachtungen versunken und sang hin und wieder süße Weisen vor sich hin. An der Endstation angekommen, sprang er rasch auf einen andern Zug, der eben in entgegengesetzter Richtung abging, und fuhr nach Northumberland zu. Inzwischen hatte die Geliebte seines Herzens und angehende Conduktrice in Gesellschaft mehrerer Freundinnen und des Rev. Everready im Palastwagen eines von Northumberland abgehenden Zuges Platz genommen und fuhr ihrem geliebten Trump entgegen. Die Liebenden kamen sich so auf halbem Wege entgegen. Einen solchen Trumpf, wie an diesem Tage, hatte Trump vorher nie ausgespielt. Er ließ sich, während der Train mit einer Geschwindigkeit von 40 Meilen per Stunde dahinbrauste, in dem Palastwagen feierlich trauen. Rev. Everready that zwischen den Stationen Sanbury und Selinsgrove seine Pflicht und Schuldigkeit in gründlicher Weise, und ehe die erstaunten übrigen Passagiere noch recht wußten, wie ihnen geschah, befand sich ein Ehepaar mehr unter ihnen. Ein ächter Condukteurs-Tod! Will sagen, eine ächte Condukteurs-Ehe. — Geliebt, gefreit und getraut, — Alles per Eisenbahn! „Und so möge der Herr in seiner Gnade Euch auf Eurem Lebenspfade vor allen Collisionen und Entgleisungen bewahren," sprach salbungsvoll der Reverend, „bis Ihr endlich wohlbehalten anlangen werdet an...." — „Selinsgrove-Station," rief der pietätlose Bremser durch die Thür. — Hr. und Frau Trump stiegen aus "for dinner."

Von Washington aus wird darüber geklagt, daß fast alle Ministerien und Departements verwais't stehen. Die Cabinetsmitglieder haben sich sämmtlich absentirt bis auf den General-Postmeister. Sehr viele Büreau-Chefs haben sich schon seit geraumer Zeit nicht blicken lassen, und auch eine ungewöhnlich große Anzahl von Subalternbeamten befindet sich auf Reisen.

Die Freunde Delano's überschwemmen jetzt die sogenannte religiöse Presse des Landes mit Vertheidigungen der Schandwirthschaft im Indianer-Departement. Diese religiöse Presse hat übrigens aufgehört, Einfluß auszuüben. Tilton, Bowen und Beecher haben ihr den Krach gegeben.

Der nordamerikanische Turnerbund hat nach dem neuesten, bis zum 1. Juli d. J. sich erstreckenden Jahresberichte des Vororts im letzten Jahre um 123 Mitglieder abgenommen. Auffallend ist der Verlust an aktiven Turnern, deren Zahl von 5273 auf 4505 herabgesunken ist. Die Zahl der Turnschüler hat sich um 581 vermindert. Nur die Zahl der Turnschülerinnen und die der Fechter hat zugenommen; Erstere um 175, Letztere um 28. Die Schützen haben einen Verlust von 136 erlitten.

Der Platz, auf welchem gegenwärtig die Stadt New-York steht, wurde im Jahre 1626 um 24 Dollars angekauft. Gegenwärtig wird der Werth desselben auf 1000 Millionen berechnet. 1656 hatte die Stadt 1000 Einwohner, 50 Jahre später 7000 Einwohner, gegenwärtig über 1 Million.

Verschiedene Blätter machen die Bauern im Westen darauf aufmerksam, daß ihr Verlust bei den Ueberschwemmungen nicht so groß sein würde, wenn sie ordentliche Ställe für's Vieh und gehörige Scheunen zur Unterbringung der geschnittenen Halmfrüchte zur Zeit der Erndte hätten. Die „N.-Y. Stsztg." bemerkt über diesen Punkt: „Kleine Häuser und große Scheunen," das ist das Motto der pennsylvanisch-deutschen Bauern, und dieser Grundsatz hat sich stets bewährt. Der amerikanische Farmer hat dagegen in der Regel weder Ställe für das Vieh, noch Scheunen für die Getraide-Erndte. Er läßt das Vieh ohne Obdach verkümmern und zu Grunde gehen, und setzt die Erträge der Erndte allen möglichen Zufällen der Witterung aus. Diesem System entspringen auch in normalen Jahren ungeheure Verluste. Wenn das Getraide wochenlang auf dem Felde „gestockt" wird, bevor es gedroschen werden kann, so wird fast immer ein großer Theil desselben zu Grunde gehen, selbst wenn keine Regengüsse und Stürme hereinbrechen. Es ist eine Thatsache, daß bei den letzten Ueberschwemmungen im Westen ungeheure Quantitäten geschnittenes und „gestocktes" Getraide zu Grunde gingen. Hätte man es in die Scheunen gesammelt, was überall geschieht, wo man rationelle Landwirthschaft treibt, so wäre wenigstens der bereits eingeheimste Theil der Erndte verschont geblieben.... Auch bei der eben besprochenen Ueberschwemmung sind Tausende von Scheffeln Getraide zu Grunde gegangen, weil die amerikanischen Farmer es versäumt hatten, sie rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Wenn sie sich aus dem Unglück, das sie betroffen, die nöthigen Lehren ziehen; wenn sie anfangen, Ställe und Scheunen zu bauen, die Viehzucht zu heben und das Land zu düngen, dann haben diese Regengüsse mehr genützt, als geschadet."

Am 5. August tobte ein furchtbarer Sturm in der Nähe von Milford, Pennsylvanien. Gegen ½5 Uhr Nachmittags stießen zwei dunkle Gewölke, die vom Nordosten und vom Südosten herbeikamen, über den Bergen in der Nähe der Stadt zusammen. Furchtbares Blitzen und Donnern folgte und sofort stürzte ein wolkenbruchartiger Regen herab. Sehr bald war das Thal unter Wasser, von den Hügeln herab tobten wilde Gewässer und 10 Meilen weit hinab wälzte sich an den Anhöhen entlang ein wilder Strom nach dem Delaware-Thal hinab. Bäume und Felsen nahm er in seinem Sturze mit, und Hunderte von Ackern, die mit Mais und Buchwaizen bepflanzt waren, Meilen von Einfriedigungen wurden zerstört und viel Vieh ertrank. Auf den Regensturz folgte sofort ein furchtbarer Sturmwind mit Blitz und Donner und einem entsetzlichen Hagelschlag. Bäume wurden entwurzelt und ½ Meile weit fortgeschleudert, ein mächtiger Kastanienbaum wurde bis über den Delaware durch die Luft gerissen. Scheunen und Häuser wurden abgedeckt und die Dächer durch die Luft entführt, und kein Fenster blieb ganz in der Gegend. Drei Kinder hatten sich in eine kleine Felsenspalte geflüchtet, als ein großer Kastanienbaum umstürzte und dieselbe absperrte. Erst später erregte ihr Rufen Aufmerksamkeit, u. mußte man den dicken Baum zerstückeln, ehe man sie befreien konnte. Der Sturm dauerte etwa eine halbe Stunde; der Hagel fiel in Stücken, die 9 Zoll im Durchmesser hatten und in solchen Massen, daß noch nach 24 Stunden Körbe voll aufgenommen werden konnten. Der Schaden muß mehrere tausend Dollars betragen.

Der amtliche Wetter-Prophet der Ver. Staaten, Gen. Meyer, Chef des Signal-Büreaus, hatte schon auf dem während der Weltausstellung in Wien abgehaltenen internationalen Meteorologen-Congreß die Idee angeregt, das großartige meteorologische System der Ver. Staaten zu einem internationalen zu machen, mittelst der Kabel und Telegraphen meteorologische Beobachtungen aus allen Theilen der Welt auszutauschen. Jener Congreß billigte die Idee durchaus, und sie wird jetzt nach umfassender Correspondenz und Vorbereitung in's Leben treten. Ja, es ist bereits damit begonnen, und in Kurzem wird man jeden Tag in Washington telegraphische Bülletins über das Wetter von Signalstationen in beinahe allen Theilen der Welt haben. Doch hat bis jetzt kein anderes Land ein so vollständiges System solcher Signalstationen, wie die Ver. Staaten.

Ein Photograph wurde geholt, um einen Verstorbenen zu photographiren. Er gibt der Leiche die gehörige Lage, richtet dann seinen Apparat, und als er die Matrize in denselben steckt, ruft er, wie er es schon bei Aufnahmen gewohnt ist, aus: „Bitte, sich jetzt nicht zu bewegen!"

Der deutsche Ex-Staatsschatzmeister Carl Scheffer von Minnesota, Mitglied der Schnittwaaren-Firma Auerbach & Scheffer in St. Paul, hat sich am 7. August, Vormittags 11 Uhr, auf dem deutschen lutherischen Friedhofe in St. Paul erschossen. Man fand die Leiche erst am anderen Morgen an einem abgelegenen Plätzchen in dem Friedhofe. Scheffer hatte im Dezember letzten Jahres auf einer Brautreise mit seiner zweiten Frau bei einem Eisenbahn-Unglücke eine Verletzung am Kopfe davongetragen und litt in Folge davon zuweilen an Geistesstörung. Er hatte sich zu seiner traurigen That einen Colt'schen Revolver gekauft; damit versetzte er sich zwei Schüsse, einen in den Unterleib und einen in die Brust.

In San Francisco hat man einen Mann, Namens Woodruff, alias Moller, bei einem Unterschleife ertappt, d. h. man hat jetzt nicht den Mann, sondern den Unterschleif, und dieser zieht für die „Central-Pacific-Eisenbahngesellschaft" einen Verlust von einer Million Dollars nach sich. Zugleich stellt sich noch heraus, daß der in Frage stehende Herr sich auch in Bigamie und Fälschung eingelassen hatte. Während der von ihnen vorgenommenen Untersuchung ließen die Beamten der vorbenannten Compagnie den Hrn. Woodruff-Moller trotz seiner „Unregelmäßigkeiten" nicht verhaften, indem sie wahrscheinlich seine zarten Gefühle nicht zu verletzen wünschten, sondern man nahm ihm einfach sein Ehrenwort ab, daß er vor Abschluß der Untersuchung die Stadt nicht verlassen werde. Während die Compagnie sich jedoch durch die Rechnungen des Hrn. Woodruff, alias Moller, hindurcharbeitete, blieb der doppelnamige Herr auch nicht müßig, sondern begab sich ruhig an Bord eines Dampfbootes nach China, um die Fonds der Compagnie bei den „Himmlischen" anzulegen. Die Gesellschaft hat denn jetzt nur den traurigen Trost, entdeckt zu haben, daß ihr eine Million fehlt, und daß der Mann und die Million zusammen gegangen sind. Jeder Commentar wäre hier überflüssig u. vielleicht gegen den Mann, in dessen Taschen die Million Dollars stecken blieb. Ein Herr aber, der einer Eisenbahncompagnie gegenüber ein solches Stück fertig bringt, sollte nicht mit jenen kleinlichen Verfolgungen belästigt werden, welche man einem erbärmlichen Schinken- oder Fünfdollardiebe angedeihen läßt. Man sollte vielmehr in seiner „himmlischen" Heimath ihn unbehelligt lassen, und wenn er Ehrgeiz besitzt, so mag er zu uns noch einmal wieder, mit den Würden und Emolumenten eines Mandarins mit mehreren Schwertern bekleidet, zurückkehren. Daß man die Sache im Allgemeinen auch in diesem Lichte betrachtet, ergiebt sich aus der Thatsache, daß der Unterschleif weder in San Franzisko noch sonstwo besondere Ueberraschung hervorgerufen hat. Die „Associirte Presse" hat ihr einigeswenige Zeilen gewidmet, und in ein paar Tagen wird er vergessen sein. Inzwischen muß man dem „Melikaner" in China zum Erfolge seiner fiskalischen Operation Glück wünschen, und er mag denn dort sich nach Herzenslust an Rattenfricassee erlaben.

Die in Los Angeles erscheinende „Süd-Californische Post" ist für Folgendes verantwortlich: „Vor einigen Tagen, als die am Cajon-Paß angestellten Eisenbahnarbeiter mit dem Wegräumen einiger größerer Felsstücke beschäftigt waren, stießen sie auf ein Lager von wildem Honig, dessen Dimensionen sich in der Folge als so außerordentlich erwiesen, daß es geradezu unglaublich klingt, was darüber berichtet wird. Um die Tiefe des Loches, aus dem der süße Stoff massenweise hervorquoll, zu ermessen, nahm man eine etwa 12 Fuß lange Stange, konnte jedoch damit den Boden nicht erreichen; man holte deßhalb eine andere von 20 Fuß herbei, allein auch diese war zu kurz, und man zog sie wieder heraus, um sich nach einem besseren Maße umzusehen. Aber nun begann der Honig in Strömen aus der Oeffnung herauszufließen und schnell herbeigeholte Bütten, Eimer und zwei Fässer füllten sich im Nu; immer neue Behälter mußten herbeigeholt werden, und jeder von ihnen wurde voll. Nachdem sich so der erste Strom ergossen, sprengte man mit Pulver einen Theil des Felsens, der den Honig barg, in die Luft, und nun wurden Tonnen und Tonnen des süßen Artikels vor den erstaunten Augen der Arbeiter sichtbar; jetzt hatte man eine ungefähre Ahnung von der Größe des Lagers und schätzte dasselbe auf etwa eine Viertelmeile, was einer oberflächlichen Berechnung nach eine Ausbeute von nahezu 1000 Tonnen ergeben dürfte. Es ist dies ohne Zweifel das größte Honiglager, das seit Menschengedenken entdeckt worden ist." — Der Leser darf nicht vergessen, daß wir im Sommer leben.

Ein Mann, der sich häufig mit seiner Frau zankte, drohte immer, sich das Leben zu nehmen. Eines Tages sagte er nach einem kriegerischen Auftritte: „Nu es et genog, ech hang mech op!" Er lief mit einem Strick in den Garten und kletterte auf den Kirschbaum. Ein Nachbar sieht ihn zappeln und er eilt herbei, aber, — siehe! — der erzürnte Ehemann hat den Strick unter die Arme gelegt. „Pitter," rief der Nachbar, „du moßt den Strick um den Hals dahn!" — „Nä," war die Antwort, „da kann ech et niet vertragen, dot geiht mech die Luft uhs."

Die Deutschen von Buffalo brachten vor einigen Tagen dem in ihrer Stadt weilenden Gouverneur Tilden eine Serenade, wobei derselbe folgende Rede hielt:

„Ich ergreife diese Gelegenheit, um auszusprechen, wie viel ich Ihnen verdanke, wie sehr ich in dem Wahlkampfe letztes Jahr und immer seither für die fast einmüthige Unterstützung, welche die Deutschen dieses Staates der Sache der Reform angedeihen ließen, ihnen zum Dank verpflichtet bin. Der Fleiß und die Genügsamkeit, welche diese Klasse unserer Mitbürger kennzeichnen, machen es zur Gewißheit, daß der deutsche Stimmgeber immer da zu finden ist, wo die Rechte und Interessen des Volkes vor Beraubung bewahrt werden sollen."

In Philadelphia hat der deutsche Spezerei-Krämer J. Schidt seiner Frau, mit welcher er 15 Jahre lang in glücklicher Ehe gelebt hat, ohne jegliche Ursache und Veranlassung die Kehle abgeschnitten. Schidt machte kürzlich eine Vergnügungsreise nach Deutschland, und obwohl früher immer nüchtern, ergab er sich doch nach seiner Rückkehr dem Trunke, und im Rausche verübte er die That.

Der „Cincinnati Volksfreund" ist nicht mehr das einzige deutsche Blatt, welches sich für Papiergeldschwindel erklärt. Neuerdings hat auch dieser „Herold des Glaubens" in St. Louis sich ihm angeschlossen. — Für einen Glaubensboten ist die Papiergeld-Verwässerung allerdings die einzig richtige Doktrine. Es gehört schon starker Glaube dazu, einen Fetzen Papier einer Unze Silber gleich zu schätzen.

Während einer der letzten Nächte entstand zwischen dem Ehepaar Daly in Detroit Streit, der damit endete, daß Frau Daly ihrem Manne eine, wie man fürchtet, tödtliche Wunde beibrachte. Frau Daly wusch für mehrere junge Leute, unter Anderen auch für einen gewissen Patrick Driscoll, der Samstag Abend dagewesen war, um sein Sonntagshemd zu holen. Da derselbe seinen Wochenlohn in der Tasche hatte, so gab derselbe bei Daly's einige Quart Bier zum Besten. Sich selbst bedachte er aber dabei so reichlich, daß er einen Rausch bekam und auf ein Lager gebracht werden mußte. Als nachher in der Nacht Frau Daly ihren Säugling gestillt hatte und in's Bett zurück wollte, behauptete ihr Mann, sie habe Driscoll im Nebenzimmer besucht und darüber entstand der Streit, der so tragisch endete. Driscoll aber war gar nicht im Hause, denn noch vor Mitternacht war derselbe aus seinem Schlaf aufgewacht und leise hinausgeschlichen, ohne die Anderen zu stören. Daly hat sofort nach seiner Aufnahme im Hospital feierlichst erklärt, daß er allein schuld an dem Unglücke sei, daß er im Rausche seine Frau ohne Ursache gereizt und mißhandelt habe, und daß dieselbe keineswegs die Absicht gehabt haben könne, ihn zu tödten oder auch nur zu verwunden. Die Frau sagt, sie habe nur mit dem Revolver drohen wollen, ihr sei nichts ferner gewesen, als den Vater und Ernährer ihrer noch unerzogenen neun Kinder zu tödten. Das älteste derselben ist 15 Jahre alt, das jüngste ist noch ein Säugling.

In Hamburg gerieth kürzlich die Bevölkerung in große Aufregung, weil es bekannt wurde, daß ein mit 80 Fässern Arsenik beladener Kahn in die Elbe gesunken, und daß die giftige Ladung circa dreißig Stunden lang unter Wasser geblieben war. Das Volk befürchtete nichts Geringeres, als daß die Elbe vergiftet worden sei. Aerztliche Zuschriften an Hamburger Blätter beruhigten die Bevölkerung durch die Erklärung, daß von einer gefährlichen Einwirkung des sogenannten glasigen, nicht pulverisirten Arseniks auf das Elbewasser keine Rede sein kann.

Der Elsaß-Lothringische Landesausschuß hat den Antrag beschlossen: „es möge ein Theil des Büdgets der Universität Straßburg auf den Reichshaushaltsetat übernommen werden." Dieser Wunsch wird im Reichstage jedenfalls einen günstigen Boden finden, denn der Reichstag hat bereits in seiner letzten Session beschlossen, den Reichskanzler zu ersuchen, „in Erwägung zu ziehen, ob zu den Kosten der Universität zu Straßburg, insbesondere zu den außerordentlichen Ausgaben für dieselbe, ein Zuschuß aus Reichsmitteln gewährt werden könne." Zur Motivirung dieser Resolution bemerkte der Abgeordnete Miquel als Berichterstatter der Commission für den elsaß-lothringischen Etat: „Es ist zwar nicht zu verkennen, daß die Universität in sehr wesentlicher Beziehung den Reichslanden Elsaß-Lothringen zu Gute kommt, und ihre Hauptaufgabe immer bleiben wird, eine elsaß-lothringische Landesuniversität zu sein, daß sie eine Leuchte der Wissenschaft gerade in diesen neuen Landen sein soll. Andererseits aber ist gerade dieser Aufgabe gemäß doch der ganze Zuschnitt der Universität so groß, daß wir geglaubt haben, für ein Land von 1½ Millionen Einwohnern möchte doch die Last zu schwer werden und es sei angemessen und billig, daß wenigstens zu den außerordentlichen und einmaligen Ausgaben Behufs Begründung der Universität das Reich diesem Lande eine für das Reich selbst nicht sehr erhebliche Morgengabe zukommen lasse."

In dem Orange-Thale bei Newark N.-J., richtete vorgestern ein heftiger Sturm der Dämme und Brücken wegriß, einen Schaden von $100- bis 200,000 an.

In der „Westl. Post" stehen folgende zwei bezeichnenden Sätze untereinander:

„Unter den Curgästen von Ragatz weilt seit einigen Tagen auch Karl Schurz."

„Bleib' im Land und nähr' Dich redlich, dann brauchst Du keine — Creditbriefe von Duncan, Sherman & Comp."

Sollte Hr. Schurz bei Duncan, Sherman & Comp. 'reingefallen sein, oder hat der Werkführer der Druckerei den unfreiwilligen Witz verübt? Hoffen wir das Letztere!

In Berlin ward am 20. Juli eine interessante Anstalt eröffnet, nämlich eine Militärbahn nach dem Artillerie-Schießplatze bei Kunersdorf. Bei dieser Bahn besteht das ganze Dienstpersonal, Condukteure, Zug- und Lokomotivführer, aus Soldaten. Dem militärischen Eisenbahnwesen wird jetzt von der deutschen Kriegsverwaltung erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, und sollen die bestehenden Eisenbahntruppen von einem auf drei Bataillone erhöht werden, von denen eines in Straßburg stationirt werden wird.